

# Böse Witze & mystische Einflüsterungen

Eine diskrete, wenngleich unentschiedene Komödie über Liebe & Lube: Doris Dörries neuer Film

„Keiner liebt mich“

Von Heike Kühn

FRANKFURT A. M. Auf dem Flughafen hat Fanny gelernt, die Menschen zu durchschauen. Metalldetektoren und Röntgenapparate geben ihr die Gewißheit, daß in den übergroßen Taschen dezent gekleideter Geschäftsfrauen so mancher Dildo auf seinen Einsatz wartet. Nach Dienstschluß sind die Accessoires der Einsamkeit, die Fanny beim Sicherheits-Check entdeckt, vollends dazu geeignet, sie zu deprimieren. Wenn schon die Vielflieger unter den Schönen und Reichen sich ganz alleine lieben müssen, wie soll dann Fanny Fink, nicht hübsch, nicht häßlich, wohnhaft im, sagen wir, 11. Stock eines Kölner Hochhauses, zu ihrem Märchenprinzen kommen?

Kurz vor ihren dreißigsten Geburtstag scheint es Fanny geraten, sich mit dem Tod als Liebsten anzufreunden. Schwarz gekleidet, die Ohren durchstochen von flatterhaften Skeletten, meditiert sie in einem Kurs für „selbstbestimmtes Sterben“ über Verwesungsstadien und die Form ihres Grabsteins. Im Exzeß der Volkshochschulmorbidity baut Fanny sich einen Sarg, durchleidet die Scheinberdigung und transportiert die schwarz gepolsterte Ruhestatt in ihre Wohnung. Zum Entsetzen ihrer eher lebensgierigen denn lebenslustigen Mutter (Elisabeth Trissenaar) ist der Sarg nicht mal groß genug für den kleinen Tod zu zweit.

*Keiner liebt mich*, Buch und Regie von Doris Dörrie, ist ein Film, der die vorgezogene Midlife-Crisis einer von Glück und Liebe Verschmähten so komisch dreht und wendet wie Rohmers *Grünes Leuchten* die Verzweiflung einer alleinstehenden Urlauberin. So wie sich der Richtige bei Rohmer erst einstellt, als die schüchterne Delphin schon die Rückreise ins Alltagsgrau antritt, findet sich auch Fannys prince charmant am Ende des Films en passant. Bis dahin muß Fanny — dank Maria Schraders Rollenverständnis famos verquer mit sich und der Welt — dem Film zu Irrungen und Wirrungen verhelphen, die nicht immer seinem Verständnis dienen. Abgesehen von Fannys dramaturgisch einkalkuliertem Irrglauben an eine überirdische Lebensplanung, die komödientypische Mißverständnisse liefert, hat das Drehbuch Phasen, in denen es sich einfach nicht entscheiden kann.

Einerseits gelingen ihm böse Witze über eine inflationäre Spiritualität andererseits versichert es sich — für die Andersgläubigen unter den Zuschauern — der mystischen Einflüsterungen eines halbwegs ernst gemeinten magischen Denkens. Bisweilen bewegt sich die Geschichte etwas sprunghaft aus der Logik

einer traurigen Komödie in die Tröstungen einer übersinnlichen Klamotte. Im Wunderland des Appartementhauses, in dem Fanny die Höhen und Tiefen einer unmöglichen Liebe zu dem neuen Hausverwalter Lothar erleidet, machen sich die Anleihen am Phantastischen nicht nur angesichts des verstockten Fahrstuhls bemerkbar, dem der schwarze Hellseher Orfeo de Altamar mit hingebungsvollem Hopsen buchstäblich auf die Sprünge hilft.

Fannys Morbidezza und Orfeos Geschäftstüchtigkeit brauchen einander. Der schöne Afrikaner, der sich als Wahrsager und in Schwulenbars als Travestiekünstler durchschlägt, hat schon lange vorhergesehen, daß er wegen Mietschulden aus seinem privaten Geisterreich vertrieben werden soll. Rasch hat er die Unglückliche davon überzeugt, daß die Sterne ihr Lothar, den Hausverwalter zgedacht haben. Lothars Begriffsstutzigkeit und Fannys Freundin Madeleine, die sich schneller an den Sohn des Hausbesitzers heranmacht, kosten Fanny viel Nerven.

Fanny und Orfeo geben Doris Dörrie Gelegenheit zum Spotten, zu einer Kritik am Leben für den Tod, zur ernüchternden

Aufklärung eines Hokuspokus, der aus der Not geboren ist. Orfeo de Altamar (Pierre Sanoussi-Bliss) heißt in Wirklichkeit Franz oder Hans und ist in der DDR als Kind eines „Fremdarbeiters“ sich selbst und den einheimischen Vorurteilen überlassen worden. Was soll da Aufklärung, was Spott? Wer Dörries Filme kennt, der weiß, daß sie bei aller Schärfe, bei aller Lust am Grotesken ihre Figuren nicht verrät. Fannys Leiden am (Herum) Irren der Sterne und Orfeos Schicksalslügen sind nur mehr halb so komisch, wenn sich die Betrogene und der Betrüger als Liebende erweisen.

Daß ein lungenkranker Schwuler und eine graue Maus sich plötzlich einer lang übersehenen Leidenschaft gewahr werden — diese Banalität würde Doris Dörrie niemand zumuten. Stattdessen läßt sie den beiden Ungewollten Zeit, die „Lube“ zu entdecken, eine grammatikalisch unzureichende, aber menschlich vollkommen zutreffende Beschreibung für die tiefe Freundschaft, die sich zwischen Fanny und Orfeo entwickelt: „Ich liebe dich“, schreibt Fanny dem Freund auf den Rücken, der nach dem Verlust seiner Wohnung, seines Geliebten und seiner Gesundheit bei ihr gelandet ist. „Ich lube

dich“, entziffert Orfeo, das ist ihr Glück. Ein Fehler, ein Wahrnehmungsdefizit vergönnt den beiden, gelobt zu werden wie nie zuvor.

Während die beiden sich schier die Seele aus dem Leib reden, sich baden, büsten und streicheln, bleibt der Film diskret; das undefinierbare Gefühl läßt sich nicht so leicht filmen wie das Eingeständnis der Liebe. Die Idee der etwas anderen Beziehung, wäre das nicht Wunder genug? Der Film denkt an die Wundergläubigen und setzt noch eins drauf. Fast sieht es aus, als würde Orfeo im Sterben von Außerirdischen abgeholt. Ob er noch im Tod gelogen, ob er seine Ende geweissagt oder sich lebend davongestohlen hat, was sollen dem Betrachter Varianten, die in jedem Schauerroman billiger zu haben sind?

Mag sein, daß Doris Dörrie, hin und her gerissen zwischen der Lube zum Film und der Notwendigkeit daran zu verdienen, doch noch die finanziellen Segnungen des Trends zum Übersinnlichen vor Augen hatte. Mag sein, daß sich das nicht bezahlt und eine vielversprechende Komödie zu einem ganz hübschen Film macht.

Ab heute bundesweit im Einsatz.